

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 11

Artikel: Mein Bruder schämt sich meiner
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Raupe kriecht die Karawane den Berg hinauf. Zwei Monate braucht sie, um ihr Ziel Potosì zu erreichen, und um von dort schwer mit Silberbarren nach Cobija zurückkehren. Immer noch unerschöpflich scheint in diesen Tagen der Silberreichtum Potosìs zu sein. Schon die spanischen Eroberer liessen sagenhafte Schätze von dort auf den Rücken der Lamals zur Küste schaffen.

Doch kehren wir zurück zur Wirklichkeit.

Noch steht die Mauer, die den Friedhof von Cobija umschliesst. Auch die eiserne Pforte ist noch da, leicht angelehnt. Doch welch ein Anblick der Verwüstung bietet sich uns auf dem Friedhof selbst dar. Zerstörte Gräber, in denen die halboffenen Särge liegen. Marmorne Grabsteine, die einst aus Europa importiert wurden und auf denen Namen wie Ossa, Gamboni und Lemaitre erkennbar sind, Namen, deren Familien mit dem Aufstieg und Verfall Cobijas eng verknüpft waren.

Nichts ist geblieben von ihrem Reichtum, ihre Häuser und ihre Speicher, selbst ihre Gräber wurden geplündert. Und jetzt bleichen ihre Gebeine in der Wüste. Hier und da findet man noch gut erhaltene Mumien. Die salpeterhaltige Erde hat trotz der Feuchtigkeit des nahen Meeres den Verwesungsprozess verhindert. An einigen Kleidungsstücken, welche die Grabschänder gelassen haben, erkennt man noch die Mode der damaligen Zeit.

Nicht weit von Cobija, in der Nähe einer Guano-station, befindet sich das Grab eines unbekannten Seemannes aus jener Zeit. Halb aus dem Sande heraus steht ein einzelner Sarg. Der Deckel ist nur lose aufgelegt. Mein Begleiter, ein Arbeiter von der Guanostation, hebt den Deckel empor. In dem Sarge liegt die mit einer dunkelblauen Uni-

form bekleidete Mumie eines Seemannes mit blondem Haar und blondem Bart, der so gut erhalten ist, als wäre er erst vor kurzem gestorben.

«Sehen Sie, das ist *unsere* Mumie», erklärt mir mein Begleiter, «wir verehren diesen Gringo. Jeden Samstag gehen zwei von unseren Leuten hinauf zu dem Toten, ordnen ihm die Kleider und kämmen ihm Bart und Haupthaar. Wir wissen nicht, woher er stammt. Wir betrachten ihn als unseren Schutzpatron.»

Verlassen wir jetzt den toten Seemann und machen einen Gang durch die öden, verlassenen Strassen der Stadt Cobija. Wir erkennen die Plaza, hier stand die Kirche und dort das Theater. An einer Hausecke hängt schief ein Farol, eine Strassenlaterne, die einst mit Petroleum gespeist die nächtlichen Strassen der Stadt erleuchtete.

Am Hafen, wo noch ein Teil der alten Mole mit den Ueberresten eines Kranes steht, begegnen uns die ersten Menschen der toten Stadt. Es sind aber auch die ersten und einzigen, eine Fischersfamilie, die sich am Strand eine Hütte gebaut hat. Es sind Nachkommen jener Leute, die hier in hoffnungsvoller Zuversicht eine Stadt gründeten. Doch Cobija wurde vom Unglück verfolgt. Zwei Erdbeben zerstörten einen Teil der Stadt, das Meer trat einmal über und verschlang einen Teil der Bevölkerung, und das gelbe Fieber gab der Stadt dann den Todesstoss.

Der Tod löschte eine Lampe nach der anderen in den Strassen und Häusern jener blühenden Handelsstadt am Pazifischen Ozean aus. Heute bergen die leeren Mauern der Geisterstadt nur noch Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit.

Hans Helfritz.

Mein Bruder schämt sich meiner

In Band I unserer Photographiensammlung finden sich eine Unmenge reizender Bildchen von Paulchen und Renate, auf welchen sie Hand in Hand — Inbegriff geschwisterlicher Liebe und Einigkeit — dem Beschauer in die Augen sehen und jedem zum gerührten Ausruf: «Wie herzig! Bruder und Schwester, die beiden Unzertrennlichen!» zwingen.

Wenn die dreizährige Renate damals umfiel und sich das Knie dabei zerschlug, dann weinte das vierjährige Paulchen aus reiner Sympathie heisse Tränen mit; und wenn Renate Geburtstag feierte,

so verlangte sie kategorisch, das Brüderchen müsse auch ein Geschenk kriegen. Sie vergalten sich diese innige Besorgnis gegenseitig durch bedingungslose Gefolgschaft bei allen dummen Streichen. Gemeinsam versenkten sie Zigaretten ins Goldfischglas, so dass dessen unglückliche Bewohner an den Nikotinwellen fast zugrunde gingen und nur im letzten Moment von uns noch gerettet werden konnten; zusammen verliessen sie das elterliche Haus in einem Augenblick mangelnder Aufsicht, um sich die weite Welt anzusehen. Gott sei Dank wurden sie schon an der ersten Strassenecke

durch einen netten Verkehrspolizisten aufgehalten, der sie als «die Zwillinge aus dem roten Haus da drüben» identifizierte und in unsere Arme zurückbrachte. Sie spielten die gleichen Spiele, liebten den gleichen zerzausten einäugigen Stoffbären und waren so sehr ein Herz und eine Seele, dass das Kindergartenfräulein seufzte, es habe Mühe, sie in einen freundschaftlichen Verkehr mit den andern Kindern zu bringen; denn Paulchen und Renate ständen unentwegt Hand in Hand in einer Ecke, lachten und schwatzten zusammen und unterhielten sich stillvergnügt allein und zwar aufs beste.

Das war einmal; — vor knapp zehn Jahren — und heute schon klingt es wie ein Märchen. Paul und Renate sprechen zwar immer noch die gleiche Sprache, lachen über die gleichen Witze, und gewisse Situationen rufen die haargenau gleiche Reaktion bei ihnen hervor. Etwas aber hat sich geändert: irgendwie hat sich der Knabe — um mit Schiller zu reden — vom Mädchen gerissen.

Wie wäre es sonst möglich, dass besagtes Mädchen eines Tages um zwölf Uhr von der Schule heimkommt und entrüstet verkündet, sein leibhaftiger Bruder habe es auf der Strasse geschnitten? «Geschnitten!» wiederholt sie auf tiefste gekränkt, «ich war mit zwei Freundinnen. Da kommt der Paul mit dem Heini und dem Philipp vorbei. Ich rufe: „Ho du, Paul!“ und er sieht durch mich hindurch wie durch Glas mit so grossen Glotzaugen, als sei ich eine wildfremde Person ...»

Wir versuchen zuerst, Renate besänftigend einzureden, es sei vielleicht doch ein bedauernswertes Missverständnis, und wahrscheinlich sei Paul mit seinen Gymnasiasten-Freunden in ein so tiefes Gespräch versenkt gewesen, dass er die Gegenwart seiner Schwester gar nicht bemerkt habe. «Ach was, der und tiefe Gespräche!» sagte Renate — doch da tritt der Sünder selbst ein, und die Szene — um schon wieder mit Schiller zu reden — wird zum Tribunal.

Paul ist sofort im Bilde, aber durchaus nicht etwa schuldbewusst. «Es ist grässlich, wenn einem eine Schwester immer über den Weg läuft», murrte er, «schon von weitem habe ich sie gesehen mit der Ida und dem Trudi, und alle drei haben sie gekichert und gewinkt ... ich habe mich für sie geschämt. Der Philipp hat gesagt: „Was sind das für drei läppische Gestalten?“ und da wollte ich natürlich nicht dazugehören ...» — «Dazugehören!» fährt Renate dazwischen, «als ob wir zu euch gehören wollten!»

Immerhin belehren wir Paul, es sei gar nicht nett und brüderlich von ihm, seine Schwester so zu verleugnen, und es gehöre sich für ihn, zu ihr zu stehen. «Daheim schon», reagiert Paul, «aber auf der Strasse kann kein Mensch das von mir verlangen.» — «Später wirst du noch froh sein um Renate», nehmen wir unsere Jüngste in Schutz, «warte nur, bis du in die Tanzstunde gehst!» — «Oh, da bin ich aber nicht etwa auf den angewiesen!» ruft Renate, froh, ihrem Bruder eins auszuwischen zu können, «da weiss ich doch viel, viel bessere ...» Und Paul brummt mit rotem Kopf: in eine Tanzstunde müsse man ihm schon mit zehn Pferden schleifen; er hoffe, nie so tief zu sinken, und das sei nun wirklich eine weibische Angelegenheit.

An diesem Punkt kamen wir zur Erkenntnis, dass weiteres Insistieren nur von Uebel wäre, und dass diese unvermeidliche Periode der «Weiberfeindschaft» zu respektieren sei, solange sie nicht allzu krasse Formen annähme. Hat es nicht irgend etwas Rührendes, dass in einem gewissen Alter die kleinen Männer sich ihrer Männlichkeit bewusst werden und auf einmal den Mädchen beflissen aus dem Weg gehen, dass diese Abneigung so weit geht, dass sie Verlegenheit und Scham überkommt, wenn sie bei einem harmlosen Zusammensein mit einer kleinen Vertreterin des andern Geschlechtes ertappt werden, und dass sogar die eigene Schwester in Acht und Bann gerät, der man im innersten verborgensten Seelenwinkel doch von Herzen zugetan ist?

«Mein Bruder schämt sich meiner», betitelte Renate rachsüchtig einen Schulaufsatz, dessen Thema den Sechsklässlern freigestellt war, und beschrieb darin wortreich die schandbare Einstellung Pauls. Ihre Lehrerin hatte genug Humor und gesunden Menschenverstand, um dieses Machwerk mit der Bemerkung «gut beobachtet» zu versehen und ihr im übrigen tröstlich zu versichern, alle Brüder auf dieser Erde benähmen sich in einem gewissen Entwicklungsstadium den Mädchen gegenüber genau gleich — und das gehe vorüber.

Die kluge Lehrerin hat recht: Ich bin überzeugt, dass man in weitem zehn Jahren unsern Paul wieder Hand in Hand mit einem weiblichen Wesen — ein Bild der Liebe und der Einigkeit — wird photographieren können. Ob dieses Mädchen allerdings seine Schwester Renate sein wird, darüber möchte ich mir heute noch kein Urteil erlauben!

Adèle Baerlocher